

Kjell Askildsen  
Ein schöner Ort



Kjell Askildsen

# Ein schöner Ort

Erzählungen

*Aus dem Norwegischen  
von Hinrich Schmidt-Henkel*

Sammlung Luchterhand

Alle Erzählungen erschienen 2005 unter dem Titel *Alt som for*  
als Teil eines größeren Sammelbandes bei Forlaget Oktober, Oslo.

Die Auswahl traf der Autor.

Die Übersetzung wurde von NORLA, Oslo, gefördert.

Der Verlag bedankt sich dafür.



**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001223

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung

Copyright © 2005 by Forlaget Oktober A/S, Oslo

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2009

by Luchterhand Literaturverlag, München,

ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-62155-5

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

## Ich bin nicht so, ich bin nicht so

Ich ging die Treppe hinunter in einem vierstöckigen Mietshaus weiter östlich in der Stadt; ich hatte meine älteste Schwester besucht, es war unerfreulich gewesen, sie hatte zu viele Probleme, die meisten eingebildet, aber das macht es ja nicht besser. Ich hatte sie nie besonders leiden mögen, sie ihrerseits hatte nie eine besonders hohe Meinung von mir gehabt. Besucht hatte ich sie, weil eines ihrer Probleme doch real war: Sie hatte sich bei einem Sturz die linke Hüfte gebrochen.

Ich verließ sie mit gemischten Gefühlen, froh, wegzukommen, verärgert, weil ich ihr hatte versprechen müssen, anderntags wiederzukommen.

Nun, ich ging also die Treppe hinunter, und auf halbem Wege zwischen dem zweiten und dem ersten Stock wurde ich aufgehalten, da ein recht alter Mann mitten auf einer Stufe saß. Zwischen ihm und dem Geländer stand eine große Tragetüte, und da ich ungern Treppen hinabsteige, ohne mich festzuhalten, blieb ich in seinem Rücken stehen. Er schien mich nicht gehört zu haben, also sagte ich nach einem Moment:

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Da er nicht reagierte, dachte ich, er sei taub oder schwerhörig, und wiederholte meine Frage, diesmal lauter.

»Nein, danke, ich glaube nicht.«

Ich stutzte, nicht über das, was er sagte, sondern wegen der Stimme, die mir bekannt vorkam; sie war äußerst charakteristisch, zugleich tief und scharf, und sehr ausdrucksvoll. Und sie stand in auffälligem Kontrast zu seiner abgetragenen, fast schäbigen Kleidung.

Da die Stimme mich glauben machte, ich würde ihn kennen und er folglich auch mich, gab ich einem Anflug von Eitelkeit nach. Ich wollte ihn nicht bitten, die Tragetasche wegzunehmen, und ihm dadurch zeigen, wie wacklig ich geworden war, also ließ ich das Geländer los und passierte ihn auf der anderen Seite. Es ging gut, doch als ich wieder die Hand am Geländer hatte und mich nach ihm umdrehte, stellte ich fest, dass ich mich geirrt hatte. Ich hatte den Mann noch nie gesehen.

Möglicherweise sah ich ein wenig überrascht aus, und da er ja nicht wissen konnte, warum, und da er von vorn überdies noch jämmerlicher aussah als von hinten und sich gewiss bewusst war, welch unvorteilhaften Eindruck er machte – vielleicht sagte er darum halb trotzig, halb entschuldigend:

»Ich wohne hier.«

»Aha.«

»Ich war nur auf einmal so müde.«

Als früherer Fotograf habe ich eine gewisse Erfahrung mit Gesichtern, und wie ich ihn so betrachtete, traf mich die Erkenntnis, dass auch sein Gesicht nicht zu der abgetragenen Kleidung passte. Die Stimme hingegen war ähnlich ausdrucksvoll wie das Gesicht.

»Ich kann Ihnen also nicht irgendwie helfen?«, fragte ich, ich fand, ich müsste etwas sagen, da ich ihn schon fast zu lange angesehen hatte.

»Nein, nein, aber vielen Dank.«

»Auf Wiedersehen dann.«

Ich ging und hatte keinen Grund, ihm zu verbergen, dass ich mich gut am Geländer festhalten musste.

Anderntags ging ich wieder zu meiner Schwester, schließlich hatte ich es versprochen, und was man verspricht, das muss man halten, da bin ich ein bisschen altmodisch, aber es herrschte ein scheußliches Schneetreiben, ich war versucht anzurufen und abzusagen. Trotzdem ging ich hin, sie öffnete die Tür, auf ihre Krücken gestützt, und verlangte, dass ich mir erst den Schnee abklopfte. Das wollte ich nicht. Ich sagte, ich könne auch wieder gehen. Da trat sie beiseite. Ich ging hinein, hängte den Mantel auf und legte den Hut auf die Ablage. Sie humpelte mir voraus zu ihrem Sessel. Ich setzte mich aufs Sofa. Ich sagte, sie habe ja gut geheizt. Darauf antwortete sie nicht. Stattdessen sagte sie, die Glühbirne an der Küchendecke sei durchgebrannt. Da konnte ich ihr aber nicht helfen, mir wird so schnell schwindelig. Als ich versuchte, ihr das zu erklären, sagte sie, derart schwindelig könne einem gar nicht werden, das sei nur Einbildung. Darauf hätte ich allerlei antworten können, tat es aber nicht, es hätte nichts genutzt. Aber sie ließ nicht locker, sie sagte, so ein Schwindelgefühl habe psychische Ursachen und liege in meinem Fall daran, dass ich nie gewagt hätte, Verantwortung zu übernehmen. Ich wurde wütend und stand auf. Ich wollte gehen. Ich hatte mein Versprechen erfüllt. Jetzt wollte ich gehen. Vielleicht begriff sie das, vielleicht auch nicht, wie auch immer, sie bat mich, das Tablett mit Weihnachtskuchen und den Kaffeetassen aus der Küche zu holen, und die Thermoskanne. Das konnte ich ihr nicht verweigern. Ich holte alles herein und stellte es auf den Tisch zwischen uns. Der auf-

geschnittene Weihnachtskuchen war großzügig gebuttert. Ich muss schon sagen, sagte ich versöhnlich, und da sah sie froh aus, was mich erstaunte. Sie sagte, sie habe ihn selbst gebacken, und ich sagte ohne Überzeugung, das könne ich schmecken. Um die Wahrheit zu sagen, schmeckte er allerdings recht gut. Eine Weile lang sagten wir nichts. Ich blickte in den Schnee hinaus, der hinterm Fenster wirbelte, und überlegte, was für Freuden meine Schwester in ihrem Leben haben mochte, und da ich nach einigem Nachdenken zu dem Ergebnis kam, dass sie höchstwahrscheinlich keine hatte, verspürte ich den Drang, etwas Freundliches zu sagen, ich wurde schlicht und einfach ein bisschen sentimental, vielleicht war es der Schnee draußen und die Wärme drinnen, aber ich kam nicht dazu, denn als ich gerade den Mund aufmachen wollte, fragte sie, ob wir nicht eine Partie Kniffel spielen könnten. Sie fragte genau wie ein Kind, das fast ganz sicher ist, eine Abfuhr zu bekommen, und obwohl ich keinen großen Spaß an Würfelspielen habe, da allzu viel dem Zufall überlassen bleibt, sorgte der Tonfall ihrer Frage dafür, dass ich es ihr nicht abschlagen konnte, abgesehen davon fehlte mir jedes Verlangen, wieder in das Schneetreiben hinauszugehen. Sie sagte, Kniffelblock und Würfel lägen in der Kommode; an der Wand über der Kommode hing die Familie, es war eine große Familie, und alle hingen dort, Tote und Lebende bunt gemischt, ein ziemlich deprimierender Anblick. Ich fand Block und Würfel und ging wieder zum Tisch. Wir spielten. Zwei Mal direkt hintereinander würfelte sie derart unbeherrscht, dass ein Würfel auf den Boden rollte, beim zweiten Mal unters Sofa, so dass ich mich hinknien und ihn unter dem Möbel ertasten musste. Während ich da lag, sagte sie, mein Hosenboden sei ganz blankgessen. Das war mir



klar, aber ihre Bemerkung ärgerte mich, ich habe noch nie hinnehmen mögen, dass unverschuldete Verwandtschaft einem das Recht zu Taktlosigkeiten gibt, und das sagte ich ihr auch. Oh, entschuldige, sagte sie überraschend kleinlaut, sie hatte wohl Angst, ich könnte das Spiel abbrechen. Ich sagte nichts mehr, denn mir war gerade der abgerissene Mann im Treppenhaus eingefallen. Am Vortag hatte ich mir auf dem Heimweg vorgenommen, sie nach ihm zu fragen, und jetzt war ich kurz davor, es zu tun, unterließ es aber, sie sollte nicht bemerken, dass ich ihn mit meinem eigenen Hosenboden assoziierte. Also gab ich ihr den Würfel, und wir spielten weiter. Nachdem ich fand, jetzt sei genug Zeit vergangen, sagte ich, ich sei gestern auf der Treppe einem freundlichen älteren Mann begegnet, der mir irgendwie bekannt vorgekommen sei, ob sie wisse, wer das sei? Sie verstand nicht, um wen es sich handeln könnte, es musste ein Besucher sein. In ihrem Aufgang wohne nur ein älterer Mann, und der sei jedenfalls nicht freundlich, er sei schrecklich, sicher ein Obdachloser, der die Wohnung vom Sozialamt zugeteilt bekommen habe. Ja, ja, genau der, sagte ich. Sie schaute mich demonstrativ groß an, ich tat so, als würde ich es nicht bemerken, und fragte sie, ob sie wisse, wie er heißt. Larsen, antwortete sie beleidigt, oder Jensen, irgendwas ganz Gewöhnliches. Ich amüsierte mich ein wenig über sie, also sagte ich, tja, ist ja kein so großartiger Name, der arme Mann. Das war jetzt aber böse, sagte sie. Nur ein bisschen, sagte ich. Sie würfelte, fast wäre wieder ein Würfel auf dem Boden gelandet. Sie versicherte mir, sie sei kein Snob, ich hingegen spiele hier den barmherzigen Samariter, das nehme sie mir nicht ab, mir sei es ja nicht einmal möglich, eine Glühbirne auszuwechseln, sie wolle mich mal sehen, wenn lauter Sozialfälle in mein Haus kämen.

Ich wurde ziemlich wütend, das muss ich zugeben, vor allem wegen der Bemerkung mit der Glühbirne, und gerade wollte ich etwas besonders gründlich Verletzendes zu ihr sagen, da lehnte sie den Kopf in den Nacken und brach in Tränen aus. Sie weinte mit offenen Augen und offenem Mund, ein erschütterndes Weinen, das, so war mir klar, tief aus ihrem Innersten kam. Vielleicht hätte ich hingehen und sie trösten, ihr die Hand auf die Schulter legen oder übers Haar streichen sollen, aber die Bemerkung von wegen barmherziger Samariter hielt mich davon ab. Also blieb ich sitzen, ziemlich hilflos, ich verstand ihr erschütterndes Weinen nicht, ich wusste nicht einmal, ob ich sie je hatte weinen sehen, jedenfalls seit ihrer Kindheit nicht mehr, weder bei Mutters noch bei Vaters Beerdigung hatte sie geweint, ich hatte sie nie mit Weinen verbunden, also begriff ich dieses Weinen nicht, das unverändert andauerte, vielleicht nicht einmal so sehr lange, aber es kam mir lange vor, und ich wurde immer ratloser, schließlich musste ich sie fragen, warum sie weinte, nicht einmal, weil ich eine Antwort erwartete, nein, nicht wegen einer Antwort, sondern damit sie aufhörte und mich so von meiner Ratlosigkeit erlöste. Und dann, nachdem ich meine Frage nicht ein Mal, sondern zwei Mal wiederholt hatte, kiekste sie in jener hohen Tonlage, in die man manchmal verfällt, nachdem man geweint hat: Ich bin nicht so, ich bin nicht so. Dann sackte ihr Kopf nach vorn, und es wurde ganz still. Ich dachte: Was für eine merkwürdige Art einzuschlafen. Aber sie schlief nicht, sie war tot.

An den folgenden Tagen war ich mehrmals in ihrer Wohnung, ich war der nächste Angehörige, musste für die Beerdigung sorgen und den Haushalt auflösen. Bei einem der ersten Besuche begegnete ich auf der Treppe wieder dem Mann

in der zerschissenen Kleidung. Er ging sehr langsam die Treppe hinauf, ich verlangsamte den Schritt, um ihm nicht zu nahe zu rücken, aber er hatte mich offenbar schon gehört, er blieb stehen, vielleicht, um mich vorbeizulassen. Er legte beide Hände ans Geländer und sah zu mir herunter.

»Ach, Sie sind das«, sagte er, es klang erleichtert.

»Sie erinnern sich an mich?«

»Natürlich. Wohnen Sie hier?«

Ich blieb eine Stufe unter ihm stehen, um ihm die Situation zu erklären, und er sah mich mit einem so wachen Blick an, dass ich dachte: Er ist verkleidet.

Als ich meine kurz gefasste Darstellung beendet hatte, drückte er mir in knappen Worten sein Beileid aus, dann fügte er hinzu:

»Ich habe gar nicht gewusst, dass sie tot ist. Ich habe sie schließlich gekannt. Sie war sehr zuvorkommend.«

»Na ja, zuvorkommend...«, antwortete ich, »das ist vielleicht ein bisschen übertrieben.«

»Nein, nein, überhaupt nicht, einmal hat sie mir sogar eine schwere Einkaufstasche nach oben getragen.«

»Tatsächlich?«, fragte ich überrascht.

»So etwas weiß man sehr zu schätzen, wissen Sie.«

»Obwohl es eigentlich selbstverständlich sein müsste.«

»Ach, das ist lange her. Die Zeiten ändern sich. Man muss seine Uhr umstellen. Um nicht enttäuscht zu werden, meine ich.«

Er bedachte mich mit einem kleinen Lächeln, dann drehte er sich um und ging weiter. Ich folgte ihm. Er wohnte in der Wohnung unter meiner Schwester. An der Tür befand sich kein Namensschild. Wir verabschiedeten uns voneinander, und erst, als ich fast oben war, hörte ich seine Tür ins Schloss fallen.

Eine Woche darauf begegnete ich ihm auf der Straße, ich ging gerade nach Hause nach einem weiteren Besuch in der Wohnung meiner Schwester. Ich sah ihn aus einigem Abstand, er kam auf mich zu, sein Gesicht wirkte verschlossen, er bemerkte mich nicht, bis ich vor ihm stand und Guten Tag sagte, da sah er kurz aus wie auf frischer Tat ertappt, aber nur einen Augenblick, dann lächelte er. Wir wechselten ein paar nichtssagende Worte, dann fragte ich, inspiriert davon, dass wir vor einer Konditorei standen, ob er nicht eine Tasse Kaffee mit mir trinken wolle. Er zögerte kurz, nahm dann an. Es war ein großer, heller Gastraum mit vielen runden, weißen Tischen. Er zog den Mantel nicht aus, darum tat ich es auch nicht. Langsam rührte er in seinem Kaffee, obwohl er weder Sahne noch Zucker genommen hatte. Ich hätte eine ganze Anzahl Fragen gehabt, wusste aber nicht, was ich sagen sollte. Da fragte er, woran meine Schwester gestorben sei, das war ein gutes Thema, wir waren beide geradezu begeisterte Anhänger von Hirnschlag als Todesursache. Die einzige Unannehmlichkeit bei einem solchen Tod, sagte er scherzhaft, sei ja, dass man sein Haus die ganze Zeit so bestellen müsse, dass man sicher sein könne, der Nachwelt nichts von seinen Geheimnissen, um nicht zu sagen Neigungen zu hinterlassen. Ich antwortete entsprechend scherzhaft, das sei aber ein fast eingebildeter Gedanke, und da blickte er mich mit einem kleinen, vielleicht ironischen Lächeln an und sagte:

»Sie werden doch nicht dazu neigen, mir Eitelkeit zu unterstellen?«

»Nein, woher denn«, antwortete ich etwas überrumpelt.

»Sie geben also nichts auf Äußerlichkeiten?«, fragte er, immer noch mit diesem Lächeln, das ich so schwer deuten konnte. Ich versicherte ihm, dass ich das nicht täte, jedenfalls nicht, was ihn betreffe. Er sah mich fragend an, ich be-

griff, dass ich zu viel und zugleich zu wenig gesagt hatte, darum sagte ich, er habe etwas an sich, das mich denken lasse, er sei verkleidet.

»Meinen Sie«, sagte er, »dass ich ein anderer bin als der, für den ich mich ausbebe?«

»Nicht unbedingt«, antwortete ich, »eher, dass Sie mit Ihrer Herkunft gebrochen haben, dass Sie sozusagen aus einem Rahmen herausgetreten sind.«

Das war ungeschickt formuliert, zudem persönlicher, als ich es gemeint hatte, ich fühlte mich alles andere als wohl in meiner Haut, die folgende Stille war höchst peinlich. Schließlich wollte ich mich entschuldigen, doch da winkte er ab, er sah fast erschrocken aus, ich hätte mich wirklich für nichts zu entschuldigen, im Gegenteil, er sei es ja, der mich ausgefragt habe, außerdem hätte ich im Großen und Ganzen recht, sein Dasein sei vor einer Anzahl von Jahren ziemlich drastisch umgekrempelt worden, nicht, dass er darüber klagen wolle, das solle ich nicht denken, wenn ihn jemand fragen sollte, ob es zum Besseren oder zum Schlechteren gewesen sei, müsste er einfach antworten, dass er das nicht wisse, es habe sich einfach verändert.

Nachdem er all diese Worte gesagt hatte, die in Wirklichkeit nichts bedeuteten, verstummte er. Ich wartete auf eine Fortsetzung, doch sie kam nicht, und da ich ihn als so intelligent einschätzte, dass er nichts sagte, ohne etwas damit zu beabsichtigen, meinte ich, dass er das Thema auf diese Weise hatte abschließen wollen. Mit oder ohne Grund fühlte ich mich zurechtgewiesen und tat nichts weiter, um ein neues Gespräch in Gang zu bringen. Wir wechselten ein paar beiläufige Worte, dann dankte er für Gespräch und Kaffee, es tue ihm leid, er müsse gehen. Draußen gaben wir einander die Hand und gingen unserer Wege.

Kurz darauf war ich mit meinem jüngeren Bruder in der Wohnung meiner Schwester verabredet. Ich sehe ihn nur selten, was mir nicht leidtut. Er ist Rechtsberater in einem Ministerium und ein sehr selbstzufriedener Mensch. Er kam eine halbe Stunde nach mir, zwanzig Minuten nach der vereinbarten Zeit, wofür er sich zwar entschuldigte, aber so nebenher, dass es fast beleidigend wirkte. Ich unterdrückte meine Verstimmung, und als er den Mantel aufgehängt hatte, händigte ich ihm eine ausführliche Liste über Hausrat und Wertgegenstände aus. Natürlich interessierte er sich vor allem für das Letztere, vor allem für Schmuck und Silber. Ich hatte alles relativ übersichtlich auf einem Tisch zwischen den Schlafzimmerfenstern arrangiert, und als ich ihm das sagte, sah er sich veranlasst zu monieren, es sei äußerst nachlässig, dass ich es nicht an einem sicheren Ort verwahrt hätte, man wisse doch, dass leer stehende Wohnungen ein bevorzugtes Ziel von Einbrechern seien. Ich entgegnete nichts, ich wollte nicht mit ihm rechten. Er ging ins Schlafzimmer, ich in die Küche, um Kaffeewasser aufzustellen. Durch die Wand hörte ich ihn Schubläden und Schranktüren öffnen, ich nahm an, dass er auch unter der Matratze nachsah, wie ich es getan hatte. Nach einer Weile kam er in die Küche und fragte, ob sie nichts Persönlicheres hinterlassen habe, Briefe und dergleichen. Ich antwortete, das liege alles in der Kommode. Er ging hinüber, und als ich den Kaffee hineinbrachte, saß er am Tisch, das ziemlich dicke Bündel Briefe vor sich. Er las. Ich hatte selbst einen guten Teil der Briefe gelesen, die von Mutter etwa, einen hatte ich eingesteckt, er enthielt drei Sätze über mich. Ich schlug vor, er könne die Briefe ja mit nach Hause nehmen und sie dort lesen. Das wollte er tun, und ich ging in die Küche, um eine Plastiktüte zu holen. Da klingelte es

an der Wohnungstür. Ich hörte, dass mein Bruder öffnen ging. Ich wusste nicht mehr genau, wo die Plastiktüten waren, es dauerte einen Moment. In der Wohnzimmertür stieß ich auf meinen Bruder, er sah verwirrt aus, gelinde gesprochen, und er sagte: Es ist für dich. Ich verstand erst nicht, wie das sein konnte, erst, als er flüsterte: Kennst du ihn?, da war mir klar, wer es sein musste, zugleich verstand ich umso weniger die erschrockene, fast entsetzte Frage meines Bruders. Er war es; er stand vor der Tür, wirkte ebenfalls verwirrt. Er entschuldigte sich, er hatte Schritte in der Wohnung gehört, er wohnte ja direkt darunter, er hatte gedacht, ich sei es, nur ich, er habe nicht stören wollen, er wolle nur fragen, ob ich später, wenn ich fertig sei, bei ihm einen Kaffee trinken wolle, aber vielleicht passe es ja gar nicht, da ich ja nicht allein sei. Ich antwortete, ich käme gern, und es schien ihn zu freuen. Ich ging wieder zu meinem Bruder, der mitten im Zimmer stand und mich fragend ansah.

»Du kennst ihn?«, fragte er.

»Natürlich kenne ich ihn.«

»Meine Herren.«

»Bitte behalte deine Vorurteile für dich«, antwortete ich etwas aggressiv, aber er fuhr unbeeindruckt fort:

»Und er wohnt hier im Haus?«

»Ja, er wohnt hier im Haus.«

»Gabriel Grude Jensen.«

Ich stutzte.

»Kennst du ihn auch?«, fragte ich.

»Nein, Gott bewahre. Aber ich habe den Prozess verfolgt.«

»Den Prozess?«

»Den Prozess, ja. Du sagst doch, du kennst ihn?«

»Er hat nicht viel von seiner Vergangenheit erzählt.«

»Nein, das kann ich mir vorstellen. Er hat seine Frau umgebracht, hat Gott weiß wie viele Jahre abgesessen. Eine richtig hässliche Geschichte.«

Er erzählte noch einiges; er genoss die Rolle des Informierten sichtlich, doch da er sich nicht zu gut dafür war, meine so genannte Bekanntschaft mit dem Mann, wie er es ausdrückte, zu ironisieren, entgegnete ich, ich würde für gewöhnlich die Leute nicht fragen, ob sie jemanden umgebracht haben, und die Antwort ließe ich auch nicht darüber entscheiden, ob ich jemanden mochte oder nicht.

Danach taten wir, wozu wir gekommen waren, und nach einer Stunde ging er. Ich spülte die Kaffeetassen, löschte das Licht und sperrte die Tür hinter mir ab, dann ging ich eine Etage tiefer und klingelte. Er nahm mir den Mantel ab und führte mich ins Wohnzimmer. Es war ebenso groß und ebenso geschnitten wie das meiner Schwester, aber sehr sparsam möbliert. Mitten im Raum stand ein niedriger länglicher Tisch, zu dessen beiden Längsseiten je ein Sessel; hinter dem einen eine Stehlampe mit dunklem Schirm, deren Licht gerade stark genug war, um die fast kahlen Wände zu erreichen. Das ganze Zimmer sah aus wie ein Bühnenbild. Er bat mich, Platz zu nehmen, dann fragte er, ob er mir ein Glas Cognac zum Kaffee anbieten dürfe; ich nahm dankend an. Ich beschloss, mein Wissen über ihn für mich zu behalten. Als er eingegossen hatte, fragte er, wie mir seine Wohnung gefalle. Ich musste das, teils wegen des Tonfalls, mit dem er fragte, für eine etwas provozierende Frage halten, also antwortete ich, der spartanische Eindruck müsse entweder seinem Temperament oder seinem Geldbeutel entsprechen. Das nenne er eine diplomatische Antwort, sagte er, und dann fügte er hinzu – ziemlich un-



angebracht, fand ich –, dass er sonst nichts gegen Einsamkeit habe. Sie meinen dagegen, alleine zu sein?, fragte ich. Ja, ja, das hatte er gemeint. Doch letztthin, nach dem Tod meiner Schwester, war es so still geworden, vorher hatte er ihre Schritte gehört, ab und zu auch Stimmen oder Geräusche aus der Küche, das Haus sei sehr hellhörig, jetzt höre er nichts mehr, es komme ihm manchmal so vor, als existiere er gar nicht, und das mache ihm richtig Angst. Ob ich auch allein lebe? Ich nickte. Angst?, fragte ich. Ja, Sie wissen, wenn alles so bedrängend leer ist, man muss aufstehen und hin- und hergehen, möglichst etwas ins Leere sagen, sich mit sich selbst umgeben, sozusagen, das ist das Einzige, was hilft. Er nippte an seinem Glas. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, es liegt nicht in meiner Natur, mich anderen anzuvertrauen, und wenn andere sich mir anvertrauen, fühle ich mich beklommen und verlegen. Quäle ich Sie?, fragte er. Nein, nein, antwortete ich, und wahrscheinlich klang es überzeugend, denn er redete weiter von seiner Angst. Ich fühlte mich immer unwohler. Ich konnte es ihm nicht sagen, aber ich nahm an, dass er schon reichlich getrunken hatte, bevor ich kam, das war die sinnvollste Erklärung dafür, dass er so stark von dem Eindruck abwich, den er bei den bisherigen Begegnungen auf mich gemacht hatte. Und als er dann auch noch anfang, über Liebe zu reden, beschloss ich, den Besuch zu beenden. Es ist zu wenig Liebe in der Welt, sagte er, wir müssen mehr Liebe füreinander empfinden. Es war furchtbar peinlich. Wer ist wir, fragte ich, und was ist Liebe? Er beantwortete nur das erste. Alle, sagte er. Ich zuckte mit den Schultern, ich hätte es lassen können, aber ich hatte das Bedürfnis, Stellung zu beziehen, und es war ja auch eine immer noch sehr milde Reaktion. Sie sind nicht meiner Meinung?, fragte er. Ich

antwortete, nein, das sei ich nicht. Das fand er wiederum interessant, und er wollte mir Cognac nachschenken. Ich sagte höflich, Nein, danke, und dass ich leider gehen müsse, ich hätte eine Verabredung. Aber ich stand nicht sofort auf, er sollte mich nicht durchschauen, außerdem hatte ich ein etwas schlechtes Gewissen, er hatte mir ja nichts getan, er hatte nur dahergeredet wie ein dummer Pfarrer. Um ihm also etwas Freundlichkeit zu erweisen, sagte ich, ich hoffe, es werde nicht allzu lange dauern, einen Käufer für die Wohnung meiner Schwester zu finden, damit die Stillheit nicht allzu beklemmend werde. Oh, das wird nicht dasselbe, sagte er, und als ich ihn fragend anblickte, fügte er hinzu: Verstehen Sie, Ihre Schwester hatte eine Art Güte für mich. Ach ja?, fragte ich perplex. Ja, sagte er, und zu wissen, dass das ihre Schritte waren ... Sie verstehen wohl, was ich meine. Ich nickte und stand auf. Jetzt befand sich mein Gesicht im Schatten des dunklen Lampenschirms, ich nickte immer weiter, als verstünde ich alles, eine Pantomime, die durchaus zum Bühnenbildhaften Zimmer passte, ich hatte nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken mehr im Kopf. Ich hörte ihn sagen, es sei eine Freude gewesen, sich mit einem Menschen zu unterhalten, der zu Verständnis in der Lage sei, eine große Freude, man begegne so selten jemandem, mit dem man auf einer Wellenlänge sei. Er half mir in den Mantel, dann gaben wir einander die Hand. Ich ging, fest entschlossen, nie wieder einen Fuß in die Wohnung meiner Schwester zu setzen.

## Elisabeth

Es war früh an einem Sonntagvormittag. Ich hatte einen Liegestuhl von der Veranda geholt und ganz nach unten in die Ecke des Gartens gebracht, bei der Fahnenstange, dort saß ich jetzt und las *Esch oder die Anarchie*. Mein Bruder und meine Schwägerin waren noch nicht aufgestanden. Ab und zu blickte ich verstohlen zum Haus hoch, zum Schlafzimmerfenster, aber das Rollo war noch unten. Ich kam zu der Szene, in der Esch Mutter Hentjen verführt, wo sie widerwillig den Vorhang loslässt und er sie in den dunklen Alkoven drängen kann, zu ihrem Ehebett, und ich spürte, wie die Szene, fast eine Vergewaltigung, mich erregte. Und als Elisabeth, meine Schwägerin, gerade jetzt ans offene Schlafzimmerfenster trat, tat ich so, als würde ich sie nicht sehen.

Eine Weile später rief sie mich zum Frühstück hinein. Wir waren nur zu zweit. Sie sagte, Daniel habe Kopfweh. Sie saß mir direkt gegenüber, und ich sah sie mit noch größerem Vergnügen an als am Vorabend, was vielleicht teils daran lag, dass die Erregung noch nicht ganz abgeklungen war. Sie blickte meist in den Teller, und die wenigen Male, dass mein Blick ihrem begegnete, sah sie rasch weg. Ich fragte sie dies und das, vor allem, um die fast aufdringliche Stille auf Abstand zu halten, Fragen, die man einer

Schwägerin ohne Weiteres stellen kann, auch wenn man sie noch keine zwölf Stunden kennt, und sie antwortete auffallend schnell, als ob jede neue Frage ein Rettungsring wäre. Meinem Blick aber wich sie weiterhin aus, und diese Abkehr ließ meinen Augen freie Bahn. Der Anblick ließ in meiner Fantasie Bilder von Mutter Hentjens widerstrebender Unterwerfung im Alkoven erstehen.

Nach dem Frühstück ging ich quer durch die Stadt, um Mutter zu besuchen. Mein Junge, sagte sie und strich mir über die Wange. Sie war so alt geworden, es war fast nichts mehr von ihr übrig. Ich ging ihr in die Küche voraus. Ich setzte mich an den Tisch. Ach nein, Frank, sagte sie, wir sollten uns ins Wohnzimmer hinübersetzen. Können wir nicht hier sitzen, sagte ich. Sie stellte den Kaffeekessel auf und bedankte sich für die Karten, vor allem für die aus Jerusalem. Man stelle sich vor, du warst in Jerusalem, sagte sie. Warst du auf dem Berge Golgatha? Nein, sagte ich, ausgerechnet dort war ich nicht. Oh, sagte sie, schade. Vater und ich haben so oft darüber gesprochen, dass wir am allerliebsten nach Jerusalem reisen würden, und dann hätten wir vor allem zwei Orte aufsuchen wollen, Golgatha und Gethsemane. Ich antwortete nicht, lächelte sie nur an. Sie stellte zwei Tassen auf den Tisch und fragte, ob ich ein Stück Napfkuchen wollte. Ich sagte, ich hätte eben gefrühstückt. Sie warf einen Blick auf die Uhr im Regal neben dem Fenster, dann fragte sie, was ich von Elisabeth hielte. Ich sagte, ich fände sie sehr sympathisch. Findest du, sagte sie. Ja, ja, ich hoffe, du hast recht. Was meinst du damit, fragte ich. Oh, ich weiß nicht, sagte sie, ich glaube nicht, dass sie für Daniel so gut ist. Niemand ist gut genug für Daniel, sagte ich. Ja, ja, sagte sie, lass uns nicht mehr davon reden. Eine Weile redeten wir weder davon noch von

etwas anderem. Ich hatte sie zwei Jahre lang nicht gesehen; Zeit und Abstand hatten meinen Widerwillen gegen sie verblassen lassen; jetzt erwachte er wieder. Du hast dich nicht verändert, sagte sie. Nein, antwortete ich, passiert ist passiert.

Ich saß fast eine Stunde bei ihr; so gut wie möglich vermied ich Themen, die den Abstand zwischen uns hätten spürbar werden lassen, und der Besuch hätte in einer versöhnlichen Stimmung ausklingen können, wenn sie es nicht für angebracht gehalten hätte, mir zu erzählen, wie viele Gebete sie dafür gesprochen hatte, dass ich zu Jesus zurückfinde. Ich hörte mir das eine Weile an, dann sagte ich: Hör auf damit, Mutter. Das kann ich nicht, sagte sie und bekam feuchte Augen. Ich stand auf. Dann gehe ich besser, sagte ich. Wie hart du bist, sagte sie. Ich?, fragte ich. Sie begleitete mich zur Tür. Dann danke ich dir, dass du gekommen ist, sagte sie. Alles Gute, Mutter, sagte ich. Und grüße Daniel, sagte sie. Gott segne dich, mein Junge.

Ich ging direkt zur Bahnhofsgaststätte und trank zwei Halbe. Ich wurde ruhiger. Ein Zug kam von Süden. Er hielt einige Minuten lang, und als er sich gerade wieder in Bewegung setzen wollte, stieg Daniel aus einem der Waggon. Mit dem intuitiven Gefühl, etwas gesehen zu haben, das nicht für meine Augen bestimmt war, wandte ich rasch den Kopf ab. Als ich den Zug nicht mehr hörte, sah ich wieder auf den Bahnsteig. Er war leer. Ich blieb noch ein wenig sitzen, dann trank ich aus und ging.

Als ich wieder zum Haus meines Bruders kam, war Daniel nicht zu Hause. Ich sagte Elisabeth, ich solle von Mutter grüßen. Hast du Daniel nicht getroffen?, fragte sie. Nein, sagte ich. Er ist hingegangen, um dich zu sehen, sagte sie. Bei Mutter?, fragte ich. Ja, sagte sie.

Ich holte *Esch oder die Anarchie* aus dem Wohnzimmer und ging in den Garten, hinunter zu dem Liegestuhl. Er stand in der Sonne, ich zog ihn in den Schatten des Apfelbaums. Elisabeth kam auf die Veranda und fragte, ob ich eine Tasse Kaffee wollte, kurz darauf brachte sie sie. Sie war klein und schlank, und während sie über den Rasen auf mich zukam, dachte ich, es müsse leicht sein, sie hochzuheben. Tausend Dank, Elisabeth, sagte ich. Sie lächelte und ging sofort wieder, ich blieb sitzen und sann über den Abstand zwischen einem kühnen Gedanken und einer konkreten Tat nach.

Eine halbe Stunde darauf kam Daniel. Er trug jetzt Shorts und ein buntes Hemd, unzugeknöpft, das seine behaarte Brust freilegte, um die ich ihn vor sehr langer Zeit einmal beneidet hatte. Er legte sich auf den Rücken ins Gras und schloss die Augen in der Sonne. Wir plauderten über Belanglosigkeiten. Ein Mal öffnete eine Frau ein Fenster des Nachbarhauses, gleich darauf kam sie in ihren Garten hinaus und setzte sich so hin, dass ich sie sehen konnte. Daniel erzählte von einem Kollegen, den ich kannte, wie er behauptete, und der neulich an Dickdarmkrebs gestorben war. Die Frau im Nachbargarten ging wieder ins Haus. Ich langweilte mich. Ich sagte, ich müsse auf die Toilette. Die leere Kaffeetasse nahm ich mit. Elisabeth war weder im Wohnzimmer noch in der Küche. Ich ging in mein Zimmer hinauf. Durchs Fenster sah ich, dass Daniel aufgestanden war und in *Esch oder die Anarchie* schaute. Das ist wohl eher nichts für dich, dachte ich. Die Frau kam aus dem Nachbarhaus; ich konnte sehen, wie sie den Mund öffnete, und Daniel ging zum Zaun. Ich warf mich aufs Bett und dachte, ich hätte nicht kommen sollen, ich hätte daran denken sollen, wie wenig ich mit Daniel gemeinsam

hatte. Ich blieb ein paar Minuten liegen, dann ging ich die Treppe wieder hinunter und in den Garten. Daniel war nicht da. Ich setzte mich in den Liegestuhl. Ich nahm das Buch zur Hand und las. Nach einer Weile blätterte ich ein Stück zurück, um die Szene mit Esch und Mutter Hentjen noch einmal zu lesen, doch genau da kam Daniel aus der Verandatür des Nachbarhauses. Er sprang über den Zaun. Er wirkte sehr munter. Ich hab nur bei Nachbars geholfen, einen Schrank zu verschieben, sagte er, dann ging er zum Wasserhahn und wusch sich die Hände. Willst du auch ein Bier?, rief er. Ja, gern, rief ich. Ich legte das Buch ins Gras. Er kam mit zwei Halbliterflaschen Pils wieder heraus. Hat Elisabeth uns verlassen?, fragte ich. Sie kommt gleich zurück, antwortete er. Er legte sich auf den Rasen und sagte, ich solle nicht im Schatten sitzen. Ich antwortete nicht. Ah, das tut gut, sagte er. Ich antwortete nicht. Findest du nicht?, fragte er. Doch, doch, sagte ich. Elisabeth kam an der Westseite des Hauses herum. Ich stand auf. Setz dich her, sagte ich, ich hole noch einen Stuhl. Sie sagte, sie könne selbst einen Stuhl holen. Ich ging zur Veranda hoch und holte einen Klappstuhl. Sie hatte sich nicht gesetzt. Danke, sagte sie. Mein Bruder ist ein Gentleman, sagte Daniel. Ja, sagte sie. Sie setzte sich so, dass sie sowohl Daniel als auch mich sehen konnte. Ich will sie nur beeindrucken, sagte ich. Hörst du, Elisabeth?, fragte Daniel. Ja, sagte sie. Als Junge, sagte Daniel, hast du Mutter immer einen Strauß Wiesensblumen gebracht, erinnerst du dich? Ich erinnerte mich. Nein, sagte ich, ich erinnere mich nicht. Du erinnerst dich nicht? Mutter sagte immer: Du bist doch Mutters Bester, und manchmal gab sie dir eine Scheibe Weißbrot mit dick Zucker drauf. Erinnerst du dich nicht, dass ich dir so ein Brot mal aus der Hand schnappte und es in den Kies vor

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kjell Askildsen

**Ein schöner Ort**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-630-62155-5

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: März 2009

Norwegens Meister der Kurzgeschichte

Pünktlich zum 80. Geburtstag des Autors am 30. September: eine Sammlung seiner Kurzgeschichten, ausgewählt vom Autor selbst.

 [Der Titel im Katalog](#)